

Emil Göltenboth

Holz aus dem Schwarzwald geht auf die Reise

Schon seit eh und je war unser Schwarzwald wegen seines Reichtums an Holz bekannt. In der Zeit, in der der Holzbedarf durch den Ausbau der Häfen vor allem in Holland sowie durch den damit verbundenen Bau der Schiffe, aber auch durch das Anwachsen der Städte ungemein stieg, wurde die Nachfrage nach diesem Rohstoff immer größer. Damit stieg auch sein Preis. Zahlte man in Wildbad für einen Stamm 1683 noch drei Heller, so waren es 1691 bereits 30 Kreuzer und 1790 sogar 20 Gulden. Zur Veranschaulichung: Für drei Heller erhielt man damals ca. $\frac{1}{2}$ Liter Wein, für 30 Kreuzer $3\frac{1}{2}$ Pfund Butter, und für 20 Gulden gab es 30 Pfund Butter.

Bis ins 18. Jahrhundert war es fast unmöglich, Holz, weder Scheiter- noch Langholz, im größeren Stil auf Straßen und Wegen bei uns zu befördern. So blieb nur der Wasserweg zum Transport übrig, und hier mußten erst aufwendige Arbeiten erledigt werden. Für jeden, der an der Nagold oder an der Enz entlangwandert, ist dies augenfällig, haben doch allein die letzten 80 Jahre genügt, die Flüsse, die vor dieser Zeit noch „floßfähig“ waren, an vielen Stellen unpassierbar zu machen.

In folgendem soll nun die zum Teil sehr schwere Arbeit, die früher nötig war, um das Holz zu transportieren, dargestellt werden.

Ein Baum wird gefällt

Nachdem im Wald die Bäume, die gefällt werden sollten, vom Förster gezeichnet, „angeplätzt“, waren (dies geschah mit einem kleinen Beil, indem ein kleiner Teil der Rinde bis zum Holz entfernt wurde), traten die Holzfäller in Aktion. Dies war keine leichte Arbeit, vor allem wenn es am steilen Hang geschah, wo der Fuß keinen richtigen Halt fand. Es gehörte viel Erfahrung und Wissen dazu, um den Baum in die gewünschte Richtung fallen zu lassen.

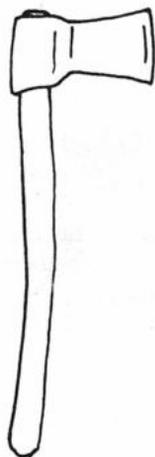
Als Werkzeuge wurden Beil und Säge benutzt. Dieses galt bis zum Aufkommen der Motor-Sägen vor einigen Jahrzehnten.

Zwei Methoden wurden bei der Arbeit angewandt. Arbeitete man nur mit der Axt, so wurde der Stamm tief am Boden rundum „angeschrotet“, bis er fiel. Man verwendete dazu Fälläxte mit besonders gutem Stahl, die sehr scharf geschliffen

Werkzeuge u. Geräte



Kantring



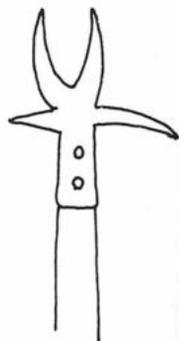
Axt



Griffen



Stüher



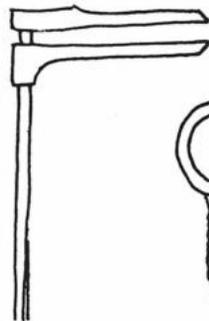
Krenpe



Wiebe



Floßschraube



Gabelmaß



werden konnten, jedoch im Material zäh waren, damit sie nicht ausbrachen. Bei der Herstellung dieser Äxte, sei es in der Schmiede oder im größeren Betrieb, muß darauf hingewiesen werden, daß es schon seit alters her Handwerker gab, die die Kunst des „*Stählens*“ hervorragend verstanden, wie der gute Handwerker allgemein in früherer Zeit oft ein ausgezeichneter Meister seines Faches war und Fertigkeiten beherrschte, die heute weitgehend in Vergessenheit geraten sind. Mit diesen Äxten wurden also die Bäume gefällt; man hieß dies auch „*umschroten*“ oder „*aus der Pfanne hauen*“.

Der Nachteil dieser Methode war allerdings, daß ein verhältnismäßig großer Teil des Holzes als Späne verlorenging.

Die zweite Methode war die kombinierte Verwendung von Axt und Säge. Hier wurde mit der Axt auf der Seite, auf die der Stamm fallen sollte, eine tiefe Kerbe geschlagen. Sodann sägte man auf der anderen Seite einen Schnitt hinein, bis der Baum sich langsam neigte und mit großem Getöse fiel. Oft half man mit dem Einschlagen von Keilen (Scheiden) an der Schnittstelle nach.

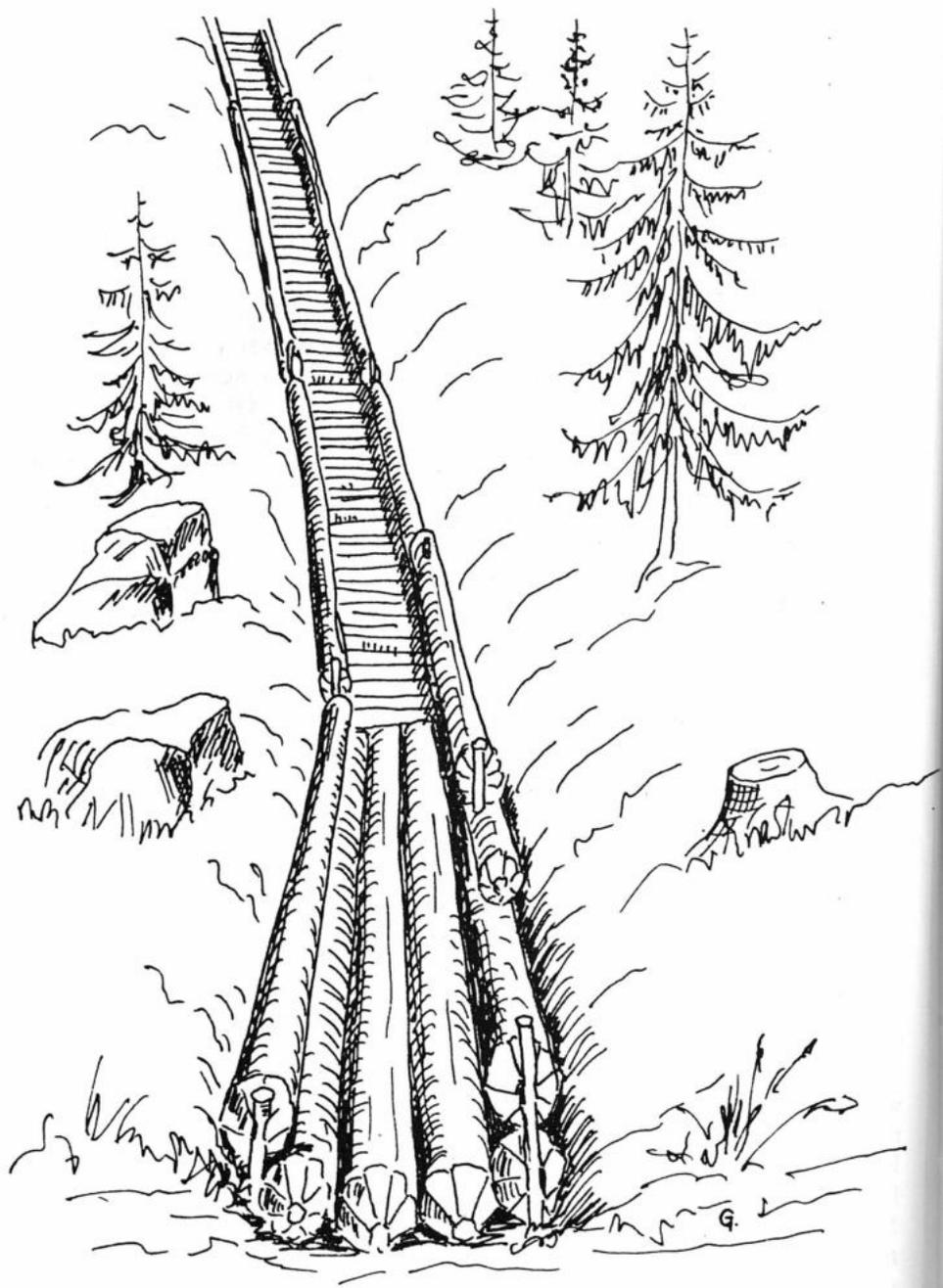
Holzfällen war nicht ungefährlich. Besonders der Moment, wo der Stamm in seiner ganzen Länge aufschlug, verlangte Reaktionsfähigkeit und Aufmerksamkeit. Oft geschah es, daß der Stamm federnd aufsprang und dabei nicht ganz in der gewünschten Richtung blieb. Hier hieß es „*aufgepaßt*“.

Nach dem Fällen kam das „*Entasten*“. Anschließend wurde die Rinde entfernt („*geräppelt*“). Nachdem dieselbe getrocknet war, wurde sie oft dem Gerber als Gerbrinde angeboten.

Der Transport bis zur „Einbindstelle“

Lag der Stamm nun auf dem Boden, war er „*entastet*“, „*geräppelt*“ und nach Möglichkeit schon „*abgelängt*“, – letzteres geschah oft auch noch später –, so konnte die Reise beginnen. Zunächst ging es bis zur „*Einbindstelle*“, das war der Platz am Bach oder Fluß, wo die einzelnen Stämme zum Floß zusammengebunden, „*eingebunden*“ wurden.

War diese Stelle nicht weit vom Ort der Fällung entfernt, und war der Weg ordentlich, so geschah dies mit Pferden oder Ochsen. Dazu muß bemerkt werden, daß der Transport mit Pferden je nach Beschaffung des Geländes schneller ging, während der Zug der Ochsen dafür stetiger und gleichmäßiger war. Schwieriger wurde es, wenn ein langer Weg etwa auf der Höhe bis zur Talkante, zum „*Riesmund*“ (Beginn der Riese, siehe folgendes Kapitel), zurückzulegen war. Hier wurde der Stamm einfach geschleift. Die scharfen Kanten am Vorderstück wurden mit der Axt weggehauen. Beim Schleifen benützte man auch den Lottbaum. Dieser bestand aus einer Deichsel, an der das Zugvieh vorne angespannt wurde; hinten befand sich das Lotteisen, an dem der zu schleifende Stamm befestigt war. Mußte der Stamm jedoch am steilen Hang nach unten gebracht werden, so nahm man das starke Hanfseil zu Hilfe und ließ ihn stückweise ab, indem man das Seil um stehende Bäume schlang und damit das Tempo besser bestimmen konnte. Eine schwierige Arbeit, denn der Stamm durfte nie außer Kontrolle geraten.



Eine „Riese“, wie sie von der Höhe ins Tal herab angelegt wurde

Stämme donnern ins Tal – bei den „Riesern“

Wie brachte man nun das Langholz bei den schlechten Wegverhältnissen – oft waren es nur Pfade – von der Höhe ins Tal? Die Hänge waren doch meist so steil, daß man als Wanderer schon große Mühe hatte, herunterzukommen. Der Name „*Kniebrecher*“ für einen solchen Weg beispielsweise von Dennach nach Rotenbach ist ja aussagekräftig genug. Dazu kam ein Höhenunterschied von ca. 280 m, manchmal noch mehr, der alles erschwerte. Doch der Mensch kapitulierte vor diesen Schwierigkeiten nicht, auch nicht in alten Zeiten. Man baute „*Riesen*“, das waren mit Stämmen ausgeschlagene Rinnen, die von der Höhe ins Tal herabführten. Heute noch können wir diese Rinnen überall finden, natürlich ohne Holz, denn sie sind schon seit fast hundert Jahre außer Betrieb.

Zunächst zum Bau dieser Gleitbahnen – als solche könnte man sie auch bezeichnen: Sobald auf der Höhe genügend Holz geschlagen war und bereitlag, ging man an den Bau der Riese, sofern keine mehr aus früheren Jahren vorhanden war, bzw. nur ausgebessert zu werden brauchte. Zum Neubau benötigte man eine große Menge Holz. In einem alten Bericht sind als Zahlen genannt: Länge der Bahn ca. 4 km (extrem lange Bahnen waren in unserem Raum selten). Verbrauch zum Bau: 500 Festmeter. Solche Bahnen rentierten sich nur, wenn 1500 bis 2000 Festmeter geriest werden sollten.

Der Grund der Bahn war mit „*Speltern*“ (das sind Querhölzer) ausgelegt. Rechts und links lagen Stämme als Begrenzung. Befand sich im Verlauf eine Kurve, so wurden an der Außenseite Stämme aufeinander gelegt, sogenannte „*Wehren*“. Sie verwehrten dem herabgelassenen Holz den Ausstieg. Die Stämme, die die Außenseite bildeten, waren gegen Veränderungen mit oft meterlangen eschenen Hölzern verdübelt, sogenannte *Dollen*.

Den Beginn der Riese nannte man den „*Riesmund*“, am Auslauf befand sich die „*Stichpritsche*“. Unweit davon wurden dann die Stämme gestapelt, „*gepoltert*“. Nun zum Betrieb der Riese: Oben am Riesmund befand sich eine Mannschaft, die den Stamm in die Bahn brachte. Derselbe mußte an seinem Anfang mit dem Beil stumpf zugespitzt werden, damit er nicht hängenblieb. Nachdem der „*Rieshirte*“ mit seinem Horn (es bestand aus dem Horn einer Kuh) das entsprechende Signal gegeben hatte, ging der Stamm auf Fahrt. Laut und unheimlich erscholl der Ruf der Rieser: „*Hooh, Hooh!*“, soviel wie: „*Habt acht!*“ Von unten hörte man zunächst nur ein dumpfes Grollen, das sich laufend verstärkte, bis mit lautem Gepolter der Stamm erschien. Wie ein Aal glitt er die Bahn herab. Oft hatte er eine Endgeschwindigkeit von 70 km/h. Unten am Auslauf wurde er, kaum lag er fest, von der Mannschaft mit der Krempe in Empfang genommen und zum Lagerplatz gebracht.

„*Geriest*“ wurde hauptsächlich im Winter. Das Holz, das im Sommer geschlagen wurde, konnte etwas trocknen und dadurch leichter werden. Doch wurde auch im Sommer geriest.

War die Bahn nicht schnell genug, so hielt man sie mit darauf gesprengtem Wasser feucht, „*glitschig*“. Hineingeworfene Erde machte sie langsamer. Mitunter erhielt

das abzurieselnde Holz eine sehr hohe Geschwindigkeit. Um es abzubremsen, hängte man in die Bahn sogenannte „Wölfe“ ein. Das Herabpoltern der Stämme erfüllte oft das ganze Tal. Dies schrieb schon Jägerschmid 1800, aber auch Kausler 1818.

Erwähnt werden muß noch, daß die Rieser, obwohl sie weit voneinander arbeiteten, gute Verständigungsmöglichkeiten hatten – oft auf einfachste Weise. So zeigte z. B. ein am Ende des Stammes befestigter Zweig an, daß jetzt „*Vesperpause*“ war. Das Ende der Tagesarbeit signalisierte der „*Feierabend-Wedel*“.

Die Arbeit an der Riese war besonders bei jungen Leuten beliebt, obwohl immer wieder schwere Unfälle oft mit tödlichem Ausgang vorkamen. Man ist erschüttert, wenn man die entsprechenden Listen liest.

Heute noch haben wir in unserer Sprache die alten Bezeichnungen Risse. Es gibt einen Pfarriß (Höfen), einen Eisenriß (Neuenbürg), einen Sägerriß (Dennach) usw.

Zum Schluß noch eine sprachliche Bemerkung: Mittelhochdeutsch hieß es Rise, mit kurzem „i“, im Neuhochdeutschen wurde aus dem kurzen „i“ ein langes „i“, deshalb die „*Riese*“ (Duden).

In der Mundart wurde diese Wandlung nicht immer vollzogen. Darum auch „*der Riß*“, und darum auch die Unterschiedlichkeit in der Schreibweise.

Um ein Floß einzubinden, brauchte man „Wieden“

Die Stämme lagen nun an der Einbindestelle bereit. Das Floß konnte gerichtet werden, um auf die Reise zu gehen. Eines fehlte jedoch noch: Das waren die *Wieden*, mit denen die einzelnen Stämme zusammengebunden wurden. Der Begriff „*Wiede*“ kommt von Weide. So viele Weiden gab es jedoch gar nicht, wie man gebraucht hätte. So nahm man im Schwarzwald junge Tannen.

Wir wollen nun diesen Wiedenmachern, eigentlich Wiedendrehern, bei ihrer Arbeit zusehen: Auf dem Platz steht ein Häuschen, ähnlich einem Backhaus. Davor liegen die Gipfel von Tännchen, die noch grün sein müssen. Sie haben die Stärke von ca. drei bis fünf Zentimeter und eine Länge bis zu vier Metern. Die Maße ändern sich jedoch je nach der Stärke des einzubindenden Holzes.

Im Wiedenofen werden nun die Stämmchen erhitzt (*gebäht*), so lange, bis der Saft heraustritt (*brutzelt*).

Nun nimmt sie der Dreher in Empfang und dreht mit Hilfe der Wiedstange sowie des Wiedstockes die Wiede. Dies ist eine harte Arbeit. Nur kräftige Männer eignen sich dazu. Sodann bündelt man die Wieden, die kreisförmig zusammengelegt sind, je nach Sorte und bewahrt sie an einem trockenen Ort auf.

Das Wiedendrehen besorgten die Flößer meist zur Winterszeit. Wir finden jedoch auch immer wieder Anzeigen in den Zeitungen von Einwohnern der Höhenorte, die solche zum Verkauf anbieten und keine Flößer sind.

Eine Wiede ist trotz ihrer geringen Stärke unheimlich zäh; sie muß es auch sein, denn das Flößen im wilden, bewegten Schwarzwaldgewässer stellt sie oft auf eine große Zerreißprobe.



Drehen von Wieden. Rechts Wiedstock und Wiedstange. Links im Hintergrund das Wiedhäuschen, in dem die Stangen „gebäht“ werden.

So wurden Flößerstiefel gefertigt

Der Schuhmacher verwendete nur Material erster Qualität, denn die Stiefel waren ja extremen Belastungen ausgesetzt. Einmal mußten sie unbedingt wasserdicht sein, da die Arbeit im Wasser, beispielsweise beim Einbinden, über Stunden gehen konnte. Zum andern durften sie nicht steif und störrig erscheinen, sie reichten ja oft bis zum Ansatz des Rumpfes. Beweglichkeit bei der Arbeit und kein Wundschauern waren Hauptvoraussetzungen. Und schließlich durften sie nicht zu schwer sein.

Für den eigentlichen Schuh nahm der Fachmann in Eichenlohe gegerbtes Rindleder. Die Eichenlohe stammte von der Jungeiche. Sie hatte die gesuchte Glanzrinde, die die Bauern aus ihren Wäldern und Hecken ihrerseits an die Gerber lieferten. Das Leder bezogen die Schuhmacher von den Gerbern im Nagold- und Enztal, wo das zur Gerbung benötigte eisenhaltige Wasser („Eisenwasser“-Erzvorkommen) zur Verfügung stand.

Die Sohle wurde „zwiegenäht“ (zweifach). Der Faden war ein Pechfaden. In früheren Zeiten stellte ihn der Schuhmacher selbst her. Er nahm dazu Harz und Fett. Durch die Masse wurde der Faden gezogen. Nach dieser Behandlung war er

wasserabweisend. Für den langen Schaft wurde ebenfalls Rindleder – natürlich geringerer Stärke – verwendet. Es war ebenfalls in Eichenlohe gegerbt. Man kaufte es im Raum Metzingen, denn dort war das zum Gerben benötigte Kalkwasser (Schwäbische Alb) vorhanden. Vor der Verarbeitung behandelte es der Schuhmacher mit einer Mischung aus Fischtran und Talg (Unschlitt). Fischtran kam aus Hamburg, den Talg lieferte der ortsansässige Metzger. Die daraus hergestellte Masse wurde heiß gemacht und das Leder hineingetaucht. Durch diese Prozedur wurde das Material unbedingt wasserdicht, aber auch geschmeidig.

Die letzte Arbeit war das Benageln der Sohlen. Dabei mußte beachtet werden, daß die Nägel außerhalb der Sohlennaht eingeschlagen wurden. Es ließ sich nämlich nicht vermeiden, daß sich im Laufe der Zeit an den Spitzen der Nägel Rost ansetzte, der das Leder etwas angriff, so daß der Stiefel, säßen die Nägel weiter innen, nicht mehr wasserdicht wären.

Um ein Paar zu fertigen, benötigte der Schuhmacher zwei volle Arbeitstage. Alles war einstens Handarbeit. Der Preis für das Paar war vor dem Krieg 48 Reichsmark. Zum Vergleich: In jener Zeit kostete der beste *Salamander*“-Herrenschuh 15.50 RM.

Die Angaben stellte in dankenswerter Weise ein heute noch seinem Betrieb vorstehender Schuhmachermeister aus dem Enztal zur Verfügung. Er hat in seinen jungen Jahren vor dem Krieg noch selbst Stiefel für die Flößer angefertigt.



Das Floß wird eingebunden

Wenn alles gerichtet ist, tritt der Flößer in Aktion. Es gilt jetzt, das Floß (mundartlich „der Flotz“) aus den einzelnen Stämmen zusammenzubauen, „*einzu-binden*“. Dies geschieht an der Einbindestelle, ein Platz, der leicht abfallend zum Wasser liegt und wo dasselbe nur so tief ist, daß der Flößer mit seinen wasserdichten, langen Flößerstiefeln noch stehen und arbeiten kann. Am Ufer liegen die Stämme bereit, ebenfalls die Wieden. Die Arbeit kann beginnen. Zunächst der Bau des Floßes: Es war je nach der Beschaffenheit des Baches oder Flusses verschieden lang, bis zu 280 m. Größere Längen waren auf der kleinen Enz nicht zugelassen.

Unterteilt war es in einzelne *Gestöre*. Ein solches Gestör band man mit Wieden zusammen, die einzeln durch Löcher gezogen wurden und Stamm mit Stamm verbanden, jedoch nicht zu stramm, so daß im unruhigen Wasser, wie wir es im Schwarzwald hatten, eine gewisse Beweglichkeit gewährleistet war. Wie die Stämme wurden auch die Gestöre miteinander verbunden. Das ganze Floß bildete so eine bewegliche Einheit. In späterer Zeit verwendete man Floßschrauben; sie ersparten das zeitraubende Bohren der Löcher (siehe Abbildung). Vorne am Floß befand sich der *Vorspitz*; er bestand aus einigen Gestören mit schwächerem Holz.



Einbinden des Floßes. Am Muskel des Ellbogens beim linken Mann kann man gut die Kraftanstrengung erkennen, die bei dieser Arbeit nötig ist. Auf der Wiese liegen weitere Wieden bereit. Weiter oben am Hang lagert das Rundholz, das noch eingebunden werden soll.

Hier war auch der *Reyebengel*. Mit ihm und den Steifbalken konnte das Floß etwa gesteuert werden. An den Vorspitz schlossen sich die weiteren Gestöre an, wobei die Regel galt, daß zunehmend stärkeres Holz verwendet werden mußte. Dazu gehörten auch die sogenannten „*Holländer*“. Das waren Stämme, die mindestens 17 m lang und am dünneren Ende einen Durchmesser von 31,5 cm haben mußten (hier schwanken jedoch die Angaben etwas).

Am Schluß des Floßes befand sich der „*Wedel*“. Er bestand aus kurzen Stämmen, die, weil sie zu dick waren oder auch zu krumm, in kein normales Gestör hineinpaßten. Nicht vergessen werden darf der „*Sperrbalken*“. Er war am zweit-letzten Gestör eingebaut. Mit ihm konnte das Floß abgebremst werden, um am Abend oder sonst irgendwo anzulegen, oder aber, um die Fahrt zu verlangsamen. Dies war beispielsweise der Fall, wenn die Gefahr bestand, daß das Floß irgendwo einen Knick (in der Flößersprache einen „*Ellenbogen*“) bekäme und damit am Ufer festgesessen wäre. Es war dies immer eine böse Sache. Für Spott und hämische Bemerkungen brauchte man dann nicht zu sorgen.

Die Wasserstuben, in denen das Einbinden geschah, konnten natürlich nicht das ganze Floß aufnehmen. Man band deshalb die fertigen Gestöre unterhalb der Stube fest und stellte dann hier das Floß endgültig zusammen.

War dies alles geschehen, so konnte am nächsten Morgen die Floßfahrt beginnen.

Auf der Fahrt

Schon vor Tagesanbruch traf sich die Floßmannschaft an der Agenbacher Sägemühle im Kleinenztal. Dort war das Floß postiert. Es waren dieselben Männer, die auch das Floß einbanden. Sie kannten einander, verstanden sich auf den Wink und wußten, daß sie sich in kritischen Situationen – und solche gab es in den schmalen und reißenden Wassern genug – aufeinander ganz verlassen konnten. Nicht jeder wurde in eine solche Mannschaft aufgenommen. Körperliche Stärke und Gewandtheit, dazu schnelles Erfassen kritischer Situationen, waren Voraussetzung. Dazu gehörten Mut, Zähigkeit und Ausdauer. Ehrlichkeit, Redlichkeit und Gehorsam dem Oberflößer gegenüber waren eine Selbstverständlichkeit. Natürlich gehörte auch das „*Sich-Einfügen*“ dazu.

Jeder Mann hatte seine Habseligkeiten dabei, denn die Fahrt dauerte mehrere Tage. Dazu gehörten unter anderem Unterwäsche, Proviant usw. Diese waren im „*Hendrefür*“, einem Zwerchsack, der normalerweise über der Schulter getragen wurde, untergebracht. Auf dem Floß hatte er seinen Platz in einer Kiste.

Nochmals wurde alles überprüft. In der Zwischenzeit war es ganz hell geworden. Die Vorschrift in der Floßordnung von 1883 (in dieser Zeit befinden wir uns) besagte, daß „*nicht früher als eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang und nicht später als eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang*“ gefloßt werden durfte.

Einer Meinung, der man immer wieder begegnet, muß hier mit allem Nachdruck entgegengetreten werden: Flößen war keine romantische Angelegenheit. Es forderte den ganzen Mann, besonders bei uns im Schwarzwald mit seinen schnell fließenden Gewässern.



Floß auf der Kleinen. Die Länge des Floßes ist gut abzuschätzen, wenn man den Flößer an der Spitze des Floßes betrachtet. Die beiden anderen Flößer stehen aufmerksam auf den Gestören. Das Schwellwasser füllt das ganze Bachbett. Es ist leicht zu verstehen, daß bei dem schmalen Bachbett und bei den Windungen des Baches viel Erfahrung, Kraft und Aufmerksamkeit nötig sind, um das Floß sicher zu führen.

Die Plätze auf dem Floß waren nun eingenommen. Am Sperrbalken stand der Bremser. Vorne am Vorspitz hatten sich zwei Männer postiert. Der Oberflößer stand an einer Stelle, von der aus er alles überblicken konnte. Der fünfte stand bereit, um jederzeit, falls nötig, eingreifen zu können.

Die Ketten bzw. Seile wurden gelöst, wenn das Wasser von der am Oberlauf befindlichen Wasserstube den Liegeplatz erreicht hatte. Ohne dieses gestaute Wasser wäre eine Fahrt unmöglich gewesen, denn die normale Wasserführung hätte nicht ausgereicht. So schwamm das Floß auf diesem „Wasserberg“ mit ziemlicher Geschwindigkeit talabwärts.

Die Mannschaft kannte ihr Fahrwasser. Sie wußte, wo Untiefen kamen, kannte reiße und flache Stellen, bei denen das Floß über dem Laien nicht bekannte und nicht sichtbare Felsen holperte.

Als nächstes kam die Brühl-Wasserstube, bei der zuvor zur rechten Zeit die Floßtafel gezogen werden mußte, um wieder genügend Schwellwasser zu haben.



Durchfahren einer Wasserstube

Es war nicht einfach, das Floß durch die enge Floßgasse zu dirigieren, denn hier hatte das „zusammengedrückte“ Wasser eine große Geschwindigkeit, und es war jedesmal ein Aufatmen, wenn man durch war. So waren es vom Ausgangspunkt bis nach Calmbach noch drei Wasserstuben, die passiert werden mußten. Lag eine Sägemühle an der Enz, so war der Müller verpflichtet, die Wehrtafel zu ziehen. Seine Säge stand in dieser Zeit still, weil ja kein „Triebwasser“ vorhanden war. In Calmbach ging es in die Große Enz mit mehr Wasser, wo es für die Wildwasserflößer etwas ruhiger wurde. Hätte jedoch ein Außenstehender zugeschaut, so wäre es ihm immer noch lebendig genug erschienen.

Wenn oben von der harten Arbeit berichtet wurde, so kamen der Spaß und die Freude doch nicht zu kurz. In unserem Tal leben heute noch verschiedene bejahrte Menschen, die in ihrer Kindheit das Flößen erlebten. So erzählt eine betagte Großmutter, wie sie als Kinder beim Ruf „A Floz, a Floz!“ – und konnte es noch beim schönsten Spiel sein – alles liegen und stehen ließen und dem Floß entgegenrannten. Man erkannte es ja schon daran, daß das Wasser trüb war.

Wenn dann, wie dies bei ihr der Fall war, der Vater sich auf dem Floß befand und an einem bestimmten Punkt einen großen Satz an Land machte, sie fest und sicher umfaßte und auf das Floß mit ihr zurücksprang, dann war die Freude groß, aber auch der Stolz, einen solchen Vater zu haben.

Auch Ludwig Schwarz (1849–1931), der Mundartdichter des Enztales, weiß von frohen und lustigen Erlebnissen zu berichten, wenn ein junger Flößer, dem erst ein „strammes Schnurrbärtchen gewachsen“ war, von seinen Liebschaften unterwegs berichtet:

*Un no z'Mühlhausa a. d. Enz
em Adler dort beim Jörger,
a niedlichs Mädle, die Cresenz.
Un no z'Vaihinga a. d. Enz,
d'Fanny beim Bahmesberger.*

Dann weiter im selben Gedicht, wenn es abends an den Haltestellen zum Tanz ging, wo man die Flößer als Gäste immer gerne sah:

*Mit unsre Flaizerstiefel gmacht
hen mir manchmol a Tänzle,
daß äls dr Schtubabod hot kracht,
un ällas drob hot zsämmaglacht,
dr Hans, dr Kunz und's Fränzle.*

Vom Städtchen Neuenbürg mit seiner engen Passage erzählt man sich, daß beim Vorbeifahren am Gasthaus „Schiff“ ein Junge einen gefüllten Krug Wein auf das Floß reichte, durch das Städtchen sprang und in der Gegend des heutigen Postamtes den geleerten Krug wieder bei den Flößern abholte.

Zwischen Neuenbürg und Pforzheim befanden sich kaum Schwierigkeiten. Pforzheim wurde durchfahren, vorbei an der Flößervorstadt Au, wo vor Jahrhunderten die damals kleinen Schwarzwaldfloße zu größeren umgebunden wurden.

Noch so manche Floßgasse mußte passiert werden, bis das Ziel Heilbronn erreicht war. Dort übergab der Floßführer das Holz samt der auf dem Floß befindlichen Schnittware (Balken, Bretter, Latten etc.); man nannte dies die *Oblast*. Die Mannschaft trat den Heimweg an, um ein neues Floß einzubinden, denn die Zeit, in der gefloßt werden konnte (1. März bis 11. November), sollte voll ausgenützt werden.



Hochwald im Eyachtal